Zeitschrift: Traverse : Zeitschrift für Geschichte = Revue d'histoire

Herausgeber: [s.n.]

Band: 2 (1995)

Heft: 3

Artikel: Kommunismus : Verdammung und Verklärung : Die Suche nach dem historischen Blick = Le communisme : diabolsé et idéalisé : la quête d'und perspective historique

Autor: Studer, Brigitte

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-8117

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

KOMMUNISMUS: VERDAMMUNG UND VERKLÄRUNG

DIE SUCHE NACH DEM HISTORISCHEN BLICK

Als eine der grossen politischen Bewegungen und Weltanschauungen des 20. Jahrhunderts hat der Kommunismus seit je das Interesse der westlichen Öffentlichkeit und historischen Forschung auf sich gezogen. Doch die Geschichtsschreibung über die Sowjetunion und die internationalen kommunistischen Organisationen litt stets unter einer doppelten Hypothek: einerseits erfuhren ihre Erkenntnisse eine mehr oder weniger direkte Verwertung in der politischen Auseinandersetzung, anderseits blieb ihr bis vor kurzem der Zugang zu den Archiven fast gänzlich versperrt, da nicht nur die sowjetischen Institutionen, sondern auch die westeuropäischen Kommunistischen Parteien ihre dokumentarischen Bestände in der Regel fest verschlossen hielten. Nur wenige in den Westen «gerettete» Sammlungen wie die sogenannten «Archive von Smolensk» in Harvard, die zuerst der Wehrmacht und anschliessend der amerikanischen Armee in die Hände gefallen waren, oder – für die Geschichte der Komintern – die in La Chaux-de-Fonds deponierten Dokumente des Schweizers Jules Humbert-Droz ermöglichten Einblicke in die sowjetische Gesellschaft oder die bald von der sowjetischen Partei kontrollierten ausländischen Organisationen. Solch faktologische und wissenschaftliche Defizite konnte auch die sowjetische Historiographie nicht grundsätzlich wettmachen. Im Gegenteil: durch ihre permanente Umschreibung der Vergangenheit einem Palimpsest gleich beschränkt sich ihre Verwendbarkeit beinahe ausschliesslich auf die Rolle eines Objekts der historischen Betrachtung.

Die erste Schwäche der Historiographie des Kommunismus kann seit der Implosion der Sowjetunion insoweit als behoben gelten, als die Archive sich schrittweise öffneten. Auch wenn dies bekanntlich nur teilweise der Fall ist und bereits wieder Einschränkungen in der Zugangspraxis zu konstatieren sind,[1] können nun doch viele frühere Aussagen und Vermutungen empirisch belegt oder eben zurückgewiesen werden. Mit dem Ende des Kalten Krieges sollte auch die zweite Last von der Geschichtsschreibung abfallen, die Vergangenheit zur Legitimation oder umgekehrt zur Dämonisierung eines Systems oder einer Weltanschauung in Dienst zu nehmen.

Dass dem nicht zwingend so ist, zeigt der Beitrag von *Serge Wolikow*. Obwohl

der Autor sich auf die Debatten in Frankreich konzentriert, wird dennoch deutlich, wie stark die Geschichtsschreibung auf diesem Gebiet immer noch für die Begleichung politischer Rechnungen instrumentalisiert wird. Eine Tatsache übrigens, die auch anhand des Umgangs mit der DDR-Vergangenheit hätte exemplifiziert werden können! Gefördert wurden triviale Erklärungsmuster und vereinfachende Sichtweisen allerdings auch von der bereits wieder abflauenden medialen Neugier für Enthüllungen jeglicher Art zum untergegangenen Sowjetimperium. Auf jeweils besondere Aufmerksamkeit konnten Berichte über tragische Einzelschicksale oder die Entdeckung einer angeblich dubiosen Vergangenheit westlicher Politiker zählen.[2] Der publizistische *Rush* trug zudem das Seine zur Kommerzialisierung der Archive bei, was es für kurze Zeit als nicht unwahrscheinlich erscheinen liess, dass die langjährig praktizierte politische Geheimhaltung der Archivalien durch eine von ökonomischen oder gar individuell-wissenschaftlichen Interessen diktierte ersetzt würde.

Für die historische «scientific community» sind diese Entwicklungen insofern von Bedeutung, als auch Mitglieder ihrer Zunft nicht gänzlich immun geblieben sind gegenüber den Verlockungen sensationeller Veröffentlichungen und exklusiver Zugangs- und Publikationsrechte und sich somit etliche Fragen eröffnen.[3] Darüber hinaus ergeben sich aber vorwiegend Probleme zur Theorie und Vorgehensweise der Geschichtsschreibung auf dem Gebiet der Kommunismusforschung.

Denn der plötzliche Zugang zu den bis dahin hermetisch abgeriegelten Dokumenten verursachte nicht nur ein Mengenproblem (wie ist die Archivflut sinnvoll zu verarbeiten?), er warf auch methodische Fragen auf. Vorderhand hat er aber in erster Linie einen «Positivismusschub» bewirkt. Paradoxerweise scheint es gerade die Fülle an Materialien gewesen zu sein, die einem – von manchen konstatierten – historiographischen Rückschritt zu ereignisgeschichtlichen Ansätzen und Darstellungen Auftrieb gab. Ausserdem förderte er streckenweise ein weitgehend unkritisches Herangehen an die Quellen, das Schriftstücke bedenkenlos als «Beweise» behandelt. Was ein französischer Historiker über die Archive des vergangenen DDR-Regimes sagte, kann aber genausogut Geltung für die hinterlassenen Spuren des Sowjetkommunismus und der Komintern beanspruchen: «Rien ne serait pire que de prendre au pied de la lettre ce que disent les archives, car sous prétexte de dénonciation purificatrice, on tomberait dans le piège qu'on prétend dénoncer, en croyant l'image que le régime défunt a voulu donner de lui-même.»[4] Dass diese Vorwürfe vor allem in Frankreich zu hören waren, ist damit zu erklären, dass die französische Kommunismusforschung vor der Öffnung der russischen Archive wohl von allen «nationalen» Geschichtsschreibungen die entscheidenste Erneuerung ihrer Fragestellungen, Begrifflichkeit, Methoden und Ergebnisse erfahren hatte. Mehr

als andere machte sie aus der Not eine Tugend: Den Mangel an dokumentarischen Unterlagen zur internationalen Ebene des Kommunismus kompensierte sie, indem sie die zahlreichen Facetten seiner nationalen Ebene mittels sozialgeschichtlicher Zugangsweisen sowie mittels Konzepten und Methoden aus benachbarten Disziplinen erschloss.

Historische Kommunismusforschung situiert sich vorwiegend als politische Geschichte. Sie richtet ihr Blickfeld aber seit einiger Zeit durchaus auch auf sozial-, kultur- und mentalitätengeschichtliche Fragen. Indessen wäre es nicht nur wissenschaftlich bedenklich, sondern geradezu grotesk, wenn die neu zugänglichen Quellen sie hinter die in den letzten beiden Jahrzehnten stattgehabte grundlegende historiographische Erneuerung zurückfallen liessen. Doch trotz einiger Regressionstendenzen in Richtung einer politischen Geschichte im engen Sinne sind seit kurzer Zeit kritisch-methodologische Überlegungen im Gange; bei Tagungen und in wissenschaftlichen Zeitschriften werden nun Auseinandersetzungen über die Erkenntnismöglichkeiten und Grenzen der neu zugänglichen Archive geführt. Wiewohl manches erst in Ansätzen diskutiert wird, zeichnet sich auf der Binnenebene eine Abkehr von rein ereignis- und organisationsgeschichtlichen oder taktisch-programmatischen Perspektiven und eine Hinwendung auch zu kultur- und mentalitätshistorischen Fragestellungen ab. Noch weitgehend offen bleiben hingegen Problematiken wie die der Bedeutung und Funktion des Kommunismus für die okzidentalen Gesellschaften überhaupt oder die der gegenseitigen Wechselbeziehung zwischen Ost und West im Modernisierungsprozess.
Der Schwerpunkt dieses Hefts greift somit in eine erst in den Anfängen steckende Debatte. Chronologisch konzentriert er sich auf die dreissiger und vierziger Jahre, also auf die Periode des Hochstalinismus, mit einem Rückblick auf die Anfangsjahre der Sowjetherrschaft. Thematisch bewegt er sich vorwiegend zwischen den beiden Ländern «Schweiz-Sowjetunion», zwischen welchen die Komintern ein strukturelles und kulturelles Bindeglied darstellte. Inhaltlich fragt er in erster Linie nach der internen Dynamik der kommunistischen Bewegung und ihrer Organisationen, anschliessend nach der Anziehungskraft des Sowjetstaates, sei es als Gesellschaftsmodell oder als Auswanderungsland, und indirekt nach dem als Reaktion darauf entstandenen Antikommunismus. Zweifellos bedeutete das Jahr 1917 in der europäischen Geschichte eine Zäsur. Die Machtübernahme der Bolschewiki löste sowohl Hoffnungen wie Ängste aus, die Entstehung Sowjetrusslands beziehungsweise der Sowjetunion produzierte sowohl Feindbilder wie Wunschvorstellungen, das Land im Osten war Zielscheibe der virulentesten Verdammung wie der uneingeschränktesten Verherrlichung.

Welches war das Verhältnis der offiziellen Schweiz zur Sowjetunion? Im Gegensatz zu anderen westlichen Staaten verharrte die Alpenrepublik in einer strikt ablehnenden Haltung: von 1918 bis 1946 unterhielt sie keine diplomatischen Beziehungen mit dem «Vaterland der Werktätigen». Deren Abbruch und Wiederaufnahme werden in diesem Heft neu beleuchtet. *Antoine Fleury* und *Danièle Tosato-Rigo* weisen in ihrem Beitrag zum Wirken der diplomatischen Mission Jan Berzins in Bern darauf hin, wie stark die Wahrnehmung des Sowjetstaats von Anfang an politisch geprägt war. Obwohl der propagandistische Einfluss der Sowjetbotschaft in Westeuropa wie in der Schweiz – folgt man den erstmals im Archiv für Aussenpolitik der Russischen Föderation verfügbaren Berichten – als äusserst bescheiden veranschlagt werden kann, wurden deren Repräsentanten als gefährliche Unruhestifter identifiziert und im November 1918 des Landes verwiesen. Trotz zahlreicher Vorstösse seitens der Exportindustrie sollte diese ideologisch motivierte Betrachtungsweise bis zum Ausgang des 2. Weltkrieges vorherrschen. Erst dann rückten pragmatische Interessen in den Vordergrund, gehörte die Sowjetunion doch zu den Siegermächten. Wie *Sophie Pavillon* anhand von Schweizer Quellen darlegt, bedingte die Wiederaufnahme diplomatischer Beziehungen indessen keineswegs, dass alte Stereotypen abgebaut wurden. Diese bestanden ungebrochen weiter, doch aus realpolitischen Gründen aktivierte man kurzfristig andere Bilder: statt vom unberechenbaren asiatischen Barbaren war nun die Rede vom gutmütigen, obgleich etwas retardierten russischen Menschen. Das gelang recht mühelos, da es sich um die Kehrseite derselben Medaille handelte.

Bedingungslose Unterstützung erhielt die Sowjetunion hingegen von den Schweizer Mitgliedern der Kommunistischen Internationale. Dass diese Loyalität trotz der hohen Kosten, die sie den Kommunistinnen und Kommunisten auferlegte, praktisch keine Einbrüche erfuhr, ist in hohem Grade erklärungsbedürftig. Erst wenn die Komintern und ihre nationalen Sektionen als ganzheitliches System verstanden werden, wo sich Machtmechanismen von «oben» mit Eigeninteressen von «unten» zu einer in sich geschlossenen Subgesellschaft, zu einer Lebenswelt, zusammenfügen, so wird im Aufsatz von *Brigitte Studer* argumentiert, erweist sich der Prozess der Domestizierung der kommunistischen Parteien als historisch verständlich. Die Studie von *Berthold Unfried* führt diese Problematik am Beispiel des Rituals von Kritik und Selbstkritik während der «Säuberungen» der dreissiger Jahre in die Komintern selbst über. Der Apparat der kommunistischen Organisation wird dabei als Überlappungsfläche zweier Wertsysteme, dem russischen bzw. sowjetischen einerseits, dem westlichen anderseits, analysiert. Zur gelungenen Formierung des stalinistischen Kaders, der die «bolschewistischen» Werte internalisiert hat, gehörte als

Mittel der Disziplinierung die Verleugnung der eigenen Persönlichkeit und die freiwillige, wenn nicht «frohe» Unterwerfung unter das Kollektiv.
Ebenso «freiwillig» – sieht man vom ökonomischen Zwang ab – emigrierten im Jahr 1937 eine von der Krise arg betroffene Gruppe jurassischer Uhrenarbeiter in die Sowjetunion. Diese Episode, die *Peter Huber* in seinem Artikel schildert, ist aufschlussreich für unser Thema. Denn sie illustriert die Erwartungen, die Schweizer Arbeitslose an die Sowjetunion als Land der Vollbeschäftigung knüpften, währenddessen die Behörden und in vorderster Linie die Bundesanwaltschaft derartige Auswanderungspläne voller Argwohn beobachteten. Die Sowjetunion erscheint somit als privilegierte Projektionsfläche, vor deren Hintergrund schweizerische sozialpolitische Auseinandersetzungen ausgetragen wurden.
Liessen sich in der Schweiz die Illusionen des kommunistischen Gesellschaftsentwurfs bei einer Minderheit dank der geographischen Distanz bis vor kurzem aufrechterhalten, endeten in den Staaten Osteuropas die utopischen Höhenflüge schon kurz nach Ende des Zweiten Weltkriegs unwiderruflich in platter Funktionalisierung durch politische Machtinteressen. Das Erbe des Kommunismus enthüllt sich heute in diesen Ländern als Büchse der Pandora, wie *Jan Foitzik* in seinem Beitrag aufzeigt. Zu den wohl verheerendsten Plagen gehört der sich ausweitende Nationalismus in dieser Region. Seine heutige Sprengkraft verdankt er nicht zuletzt der Politik Stalins und deren Stützung durch die Kommunistischen Parteien Osteuropas, welche dieses Erbgut zu Legitimationszwecken mit dem Kommunismus amalgamierten.
Das Ende des Kommunismus hat somit eines bestimmt nicht gebracht: das Ende der Historie. Möglicherweise lässt sich aus der Geschichte dieser politischen Richtung, die sowohl Ideologie, Weltanschauung, Lebenswelt, Partei wie Staatsmacht war, lernen. Gefordert ist daher der Beginn ihrer Historisierung als soziales Phänomen, das im Westen Faszination aber ebenso heftigste Abwehrreaktionen auslöste, frei von politischen Nutzungsabsichten. Bedingung dafür sind aber nicht nur breit zugängliche Archive (und zwar nicht nur im Osten), sondern auch der Wille, Fragen zu stellen.

Brigitte Studer

Anmerkungen

1 So musste ein von einem russischen Historiker für diese Nummer geplanter Beitrag wieder abgesagt werden, da die von ihm benötigten Archivbestände unterdessen wieder verschlossen sind.

2 Besonderen Staub wirbelte die Anklage des französischen Publizisten Thierry Wolton auf, Jean Moulin und Pierre Cot hätten im Dienste des sowjetischen Nachrichtendienstes gestanden (*Le grand recrutement*, Paris 1993). Agentengeschichten erfreuen sich überhaupt grosser Beliebtheit bei kommerziellen Verlegern und in der Öffentlichkeit (siehe z. B. Pavel A. Sudoplatov, J. Schechter, L. Schechter, *Special Tasks. The Memoirs of an Unwanted Witness,* Boston 1994).

3 Siehe dazu die Debatte «Research, Ethics and the Marketplace. The Case of the Russian Archives», *Slavic Review* 52 (1993) 1, 87–106.

4 Etienne François, «Les ‹trésors› de la Stasi ou le mirage des archives», in Jean Boutier, Dominique Julia (Hg.), *Passés recomposés. Champs et chantiers de l'Histoire,* Paris 1995, 145–151, hier 148.

LE COMMUNISME: DIABOLISÉ ET IDÉALISÉ

LA QUÊTE D'UNE PERSPECTIVE HISTORIQUE

Représentant à la fois un des plus grands mouvements politiques et une des conceptions majeures du monde au XXe siècle, le communisme a suscité depuis toujours l'intérêt du public occidental et des historiens. Pourtant les études historiques sur l'Union soviétique et sur les organisations communistes internationales furent constamment grevées d'une double hypothèque: d'une part, leurs résultats furent soumis à une utilisation plus ou moins directe dans le cadre du débat politique, d'autre part, jusqu'à une époque récente, l'accès aux archives fut presque totalement fermé, puisque non seulement les fonds des institutions soviétiques, mais aussi ceux des partis communistes de l'Europe de l'Ouest étaient généralement inaccessibles. Seules de rares collections «sauvées» à l'Ouest, comme par exemple les «Archives de Smolensk» à Harvard, qui tombèrent d'abord dans les mains de l'armée allemande, puis dans celles de l'armée américaine, ou – pour l'histoire du Komintern – les documents du Suisse Jules Humbert-Droz, déposés à La Chaux-de-Fonds, permirent d'étudier la société soviétique ou les organisations étrangères rapidement contrôlées par le parti soviétique. Ces déficits factuels et scientifiques ne purent guère être compensés fondamentalement par l'historiographie soviétique. Au contraire, celle-ci réécrivant sans cesse le passé devient un palimpseste surdimensionné dont l'utilité se limite presque exclusivement au rôle d'un objet de la réflexion historique.

L'implosion de l'Union soviétique a aplani la première difficulté de l'historiographie du communisme en entraînant avec elle la lente ouverture des archives. Même si personne n'ignore que cette ouverture est d'une réalité toute relative et que l'on constate déjà de nouvelles restrictions apportées à l'accès aux archives[1], il est néanmoins possible empiriquement de prouver ou bien de réfuter des anciennes affirmations ou conjectures. La fin de la Guerre froide devrait également enlever la deuxième épine aux travaux historiques, celle qui consiste à utiliser le passé pour légitimer ou inversement diaboliser un système ou une conception du monde. Ces temps ne sont pas totalement révolus, comme le montre la contribution de *Serge Wolikow*. Bien que l'auteur concentre son attention sur les débats en France, il apparaît cependant avec clarté que l'histoire

du communisme continue d'être instrumentalisée à des fins politiques partisanes. Un phénomène, par ailleurs, qui aurait également pu être illustré par l'ancienne RDA! Les modèles triviaux d'explication et les interprétations simplificatrices connaissent un vif succès, faveur éveillée également par la curiosité médiatique (au demeurant de nouveau en baisse) assoiffée de révélations de toutes sortes sur le déclin de l'empire soviétique. Des informations sur des destins individuels tragiques ou la découverte d'un passé prétendument compromettant de politiciens occidentaux[2] ont bénéficié à chaque fois d'une attention particulière. Le *rush* à la publication contribua à la commercialisation des archives, phénomène qui sembla se généraliser à un certain moment, au point qu'il ne sembla pas invraisemblable qu'à la longue période de fermeture, au nom de raisons politiques, des archives succédât une période dominée par les intérêts économiques ou même par les avantages de quelques chercheurs individuels. La communauté scientifique des historiens a pu juger de l'importance de ce phénomène puisque des membres de sa corporation n'ont pas résisté à la tentation de publier des faits sensationnels et d'exiger de manière exclusive des droits de publications, suscitant ainsi moult débats.[3] Au-delà de ces faits, on vit surgir des problèmes théoriques et méthodologiques propres aux travaux et aux recherches historiques portant sur le communisme.

L'accès de façon soudaine à des documents demeurés jusque-là hermétiquement verrouillés souleva non seulement de nombreux problèmes (comment traiter judicieusement cette montagne d'archives?), mais également des questions d'ordre méthodologique. Jusqu'à ce jour, l'ouverture des archives a surtout favorisé une «poussée positiviste». Paradoxalement, il semble que ce soit justement la quantité de matériel disponible qui ait provoqué un recul historiographique – constaté par plusieurs observateurs – vers une approche et un discours événementiels. En outre, l'absence d'une approche critique des sources fait que l'on considère sans scrupules des documents comme des «preuves». Les propos tenus par un historien français sur les archives du régime de l'ancienne RDA s'appliquent aussi bien aux témoignages laissés par le communisme soviétique et le Komintern: «Rien ne serait pire que de prendre au pied de la lettre ce que disent les archives, car sous prétexte de dénonciation purificatrice, on tomberait dans le piège qu'on prétend dénoncer, en croyant l'image que le régime défunt a voulu donner de lui-même».[4] Il n'est pas fortuit que ces critiques aient surtout été formulées en France: avant l'ouverture des archives russes, la recherche française sur le communisme, précédant toutes les autres histoires «nationales», a connu le plus important renouvellement conceptuel et méthodologique et obtenu des résultats inégalés. Mieux que les autres, elle fit de nécessité vertu et sut compenser l'état lacunaire de la documentation sur le communisme dans le monde en mettant en oeuvre les nombreuses facettes

nationales à l'aide d'approches, de concepts et de méthodes de l'histoire sociale ou empruntés aux disciplines voisines.

L'histoire du communisme est essentiellement une histoire politique. Depuis quelque temps, les chercheurs s'intéressent cependant aux questions traitées par l'histoire sociale, culturelle et des mentalités. Du point de vue scientifique, il serait non seulement inquiétant, mais également grotesque, de ne pas analyser ces sources, accessibles depuis peu de temps, à la lumière du profond renouvellement historiographique de ces deux dernières décennies. Malgré certains mouvements régressifs vers une histoire politique au sens étroit du terme, on dénote depuis peu l'existence de réflexions méthodologiques critiques; la question de savoir quelle est la valeur informative de ces archives nouvellement accessibles, mais aussi quelles en sont les limites, est débattue lors de réunions ou dans des revues scientifiques. Prémices d'un plus large mouvement, l'histoire strictement événementielle, basée sur l'étude des organisations ou privilégiant des perspectives tactiques et programmatiques, est délaissée, au profit d'une approche se référant à l'histoire culturelle et des mentalités. En revanche, les questions concernant l'importance et la fonction du communisme dans les sociétés occidentales ou celles touchant aux rapports mutuels entre l'Est et l'Ouest dans le processus de modernisation demeurent un terrain à défricher.
Ce dossier thématique verse ainsi des arguments à un débat qui ne fait que commencer. D'un point de vue chronologique, il se concentre sur les années 1930 et 1940, autrement dit sur la période du «haut stalinisme», avec un regard porté sur les premières années de la domination soviétique. Il se penche sur deux pays, la Suisse et l'Union soviétique, pays entre lesquels le Komintern représenta un lien culturel et structurel. En ce qui concerne son contenu, il interroge d'abord la dynamique interne du mouvement communiste et de ses organisations; il analyse, d'autre part, la puissance d'attraction de l'État soviétique, comme modèle de société ou pays d'émigration, et met en évidence, d'une manière indirecte, le développement parallèle de l'anticommunisme.
L'année 1917 marque sans conteste une césure dans l'histoire européenne. La prise du pouvoir par les Bolcheviks suscita aussi bien des espoirs que des craintes; la naissance de la Russie soviétique, respectivement de l'Union Soviétique fit naître des aspects prometteurs et des images repoussantes, le pays à l'Est devenant la cible à la fois des plus virulentes condamnations et des plus grandes louanges.
Quels étaient les rapports de la Suisse officielle avec l'Union Soviétique? Contrairement à d'autres pays occidentaux, la «république alpine» adopta une attitude stricte de refus: de 1918 à 1946, elle n'eut pas de relation diplomatique avec la «patrie des travailleurs». La rupture et la reprise de ces relations sont

présentées dans ce cahier d'une manière nouvelle. *Antoine Fleury* et *Danièle Tosato-Rigo* mettent en évidence, dans leur contribution, l'action de la mission diplomatique de Jan Berzin à Berne et montrent combien la perception de l'État Soviétique fut dès le début empreinte de considérations politiques. La force d'impact, en Europe occidentale et en Suisse, de la propagande de la Légation soviétique peut être jugée – à la lumière des rapports disponibles pour la première fois aux archives du Ministère des Affaires étrangères de la Fédération de Russie – comme très modeste; pour autant, ses représentants furent considérés comme de dangereux agitateurs et expulsés de Suisse en novembre 1918. Cette vision des choses, gouvernée par des motifs idéologiques, domina jusqu'à la fin de la Deuxième Guerre mondiale, malgré de nombreuses tentatives de l'infléchir venant des milieux de l'industrie d'exportation. C'est seulement quand l'Union Soviétique figura parmi les puissances victorieuses que des intérêts pragmatiques passèrent au premier rang. Comme le montre *Sophie Pavillon*, à l'aide d'un corpus de sources helvétiques, cette reprise des relations diplomatiques n'alla nullement de pair avec la disparition des vieux clichés. Ces derniers continuèrent d'exister; pour des raisons de «Realpolitik», on activa, toutefois, d'autres images: au lieu d'invoquer des barbares asiatiques imprévisibles, on parla de Russes bonhommes et un peu retardés, propos constituant sans nulle doute le revers de la même médaille.

A l'opposé, l'Union soviétique bénéficia du soutien sans réserve des membres suisses de l'Internationale communiste. Cette loyauté, en dépit du coût élevé supporté par les communistes, ne connut presque aucune exception, phénomène qui nécessite en ce sens une explication. Pour comprendre ce processus de domestication du parti communiste, comme le démontre l'article de *Brigitte Studer*, il convient d'appréhender le Komintern et ses sections nationales comme un système global, dans lesquels des mécanismes de pouvoir du «haut» et des intérêts particuliers du «bas» s'assemblent pour former une microsociété fermée, un monde en soi. Les travaux de *Berthold Unfried* mettent en oeuvre cette problématique en prenant comme exemple le rituel de critique et d'autocritique au cours de «l'épuration» des années trente au sein du Komintern. L'appareil de l'organisation communiste est analysé comme une zone de chevauchement de deux systèmes de valeurs, d'une part le russe ou le soviétique, d'autre part l'occidental. Afin de parfaire la formation du cadre stalinien, qui se doit d'intérioriser les valeurs «bolcheviques», la discipline impose l'abnégation de sa propre personnalité et la soumission volontaire, sinon «joyeuse», au collectif. De manière tout aussi «volontaire» – outre les nécessités économiques – un groupe d'horlogers jurassiens particulièrement touché par la crise émigra en 1937 en Union Soviétique. Cet épisode, évoqué dans l'article de *Peter Huber*, est significatif. Il illustre en effet les attentes des chômeurs suisses, leurs espoirs

dans l'Union Soviétique, pays du plein-emploi, tandis que les autorités, notamment le Ministère public de la Confédération, observaient avec grande méfiance ces plans d'émigration. L'Union soviétique apparaît ainsi comme un lieu de projection privilégié, dans l'ombre duquel se déroulent en Suisse des débats socio-politiques.

Si, en Suisse, l'illusion du modèle de société soviétique, a aussi longtemps habité les esprits d'une minorité, grâce à la distance géographique, en revanche dans les pays de l'Europe de l'Est, cette pensée utopique s'est brisée, d'une manière irrévocable, déjà au lendemain de la Deuxième Guerre mondiale, suite à la simple action d'intérêts politiques. Aujourd'hui, l'héritage du communisme fait figure dans ces pays de boîte de Pandore, comme le montre *Jan Foitzik* dans son article. La montée des nationalismes dans ces régions compte parmi les plaies les plus douloureuses. Sa force explosive actuelle est due pour une bonne part à la politique de Staline et au soutien que lui ont accordé les partis communistes de l'Europe de l'Est qui amalgamèrent, à des fins de légitimation, cet héritage nationaliste avec le communisme.

La fin du communisme n'a certainement pas provoqué ce que certains ont appelé la fin de l'histoire. Il se peut que l'histoire de cette tendance politique, qui fut aussi bien une idéologie, une conception du monde, un mode de vie, un parti et un pouvoir étatique, nous apprenne quelque chose.

Il convient donc de favoriser l'historicisation du communisme, compris comme un phénomène social qui fascina et suscita de violentes réactions de rejet à l'Ouest, et de préserver cette approche de toute instrumentalisation politique. Un large accès aux archives (non seulement à l'Est), mais aussi la volonté de soulever des questions en sont les conditions nécessaires.

Brigitte Studer
(Traduction: Chantal Lafontant)

Notes

1 L'article d'un historien russe, prévu dans ce numéro, n'a pas pu voir le jour, car les archives utilisées pour sa recherche ont été entre-temps de nouveau fermées.

2 L'accusation du publiciste français Thierry Wolton, affirmant que Jean Moulin et Pierre Cot travaillaient pour le service de renseignement soviétique, fit beaucoup de bruit (*Le grand recrutement*, Paris 1993). Les histoires d'agents secrets connaissent une très grande vogue auprès des maisons d'édition commerciales et du public (par exemple Pavel A. Sudoplatov, J. Schechter, L. Schechter, *Special Tasks. The Memoirs of an Unwanted Witness*, Boston 1994).

3 Cf. le débat «Research, Ethics and the Marketplace. The Case of the Russian Archive», *Slavic Review* 52 (1993), 1, 87–106.

4 Etienne François, «Les ‹trésors› de la Stasi ou le mirage des archives», in Jean Boutier, Dominique Julia (éd.), *Passés recomposés. Champs et chantiers de l'Histoire*, Paris 1995, 145–541, ici 148.